

Aufriss: Norbert Elias und die relationale Soziologie

Jan-Felix Schrape (Skript vom 16.7.2013)

Die relationale Soziologie fokussiert weder auf einzelne Akteure und deren Interessen, noch auf gesellschaftliche Strukturen, sondern auf Beziehungsgeflechte bzw. Konstellationen in Netzwerken. Im Gegensatz zu *substantialistischen* Ansätzen, die von in irgendeiner Weise abgrenzbaren Einheiten – seien es Akteure, Systeme oder andere erklärende Variablen – ausgehen, rücken *relationale* Perspektiven die gesellschaftlichen Dynamiken und Prozesse in den analytischen Vordergrund, die ebendiese Entitäten aus ihrer Sicht erst konstituieren: »In this point of view, which I shall also label ›relational‹, the very terms or units involved in a transaction derive their meaning, significance, and identity from the (changing) functional roles they play within that transaction. The latter, seen as a dynamic, unfolding process, becomes the primary unit of analysis rather than the constituent elements themselves« (Emirbayer 1997: 287).

Anders als in den letzten Jahren mitunter behauptet, ist diese Schwerpunktsetzung mithin keineswegs eine neue »revolutionäre Art, Personen und Gesellschaft zu denken« (Lietz 2009), sondern kann auf eine lange Denktradition zurückblicken: Häusling (2010: 64) ordnet bereits Karl Marx, Emile Durkheim und Marcel Mauss in diese Linie ein; deutlicher noch legen Georg Simmel (1992) und Alfred Schütz (1991) ihren Fokus auf Machtbalancen und die Reziprozität individueller und wir-zentrierter Wirklichkeitskonstruktion. Aber auch Norbert Elias, der in der aktuellen relationalen Soziologie bislang vergleichsweise unbeachtet geblieben ist (Fuhse/Mützel 2010: 18), diente Mustafa Emirbayer in seinem »Manifesto for a Relational Sociology« (1997) als soziologischer Kronzeuge, da er sich Zeit seines Lebens gegen sprachlich fest verankerte substantialistische Denkweisen gewehrt und fluide Interdependenzgeflechte in den Blickpunkt gerückt hat: »Was man dabei als Figurationen versteht, ist das sich wandelnde Muster, das die Spieler als Ganzes miteinander bilden, [...] ihrem ganzen Tun und Lassen in ihrer Beziehung zueinander« (Elias 1996: 142).

Figurationen im eliaschen Sinne lassen sich also nicht einfach als Summe der involvierten Akteure und deren Aktivitäten beschreiben; sie entwickeln vielmehr nicht planbare Eigendynamiken, die vice versa all jene Menschen prägen, die in diese Verflechtungen hineinwachsen. Als zentrales Prinzip aller menschlichen Interdependenzketten identifiziert Elias (2000: 77) dabei *Macht*, wobei er Macht nicht als »ein Amulett« versteht, »das der eine besitzt und der andere nicht«, sondern als Beziehungsbegriff – und um diesen relationalen Charakter zu betonen, schlägt Elias vor, den verdinglichten Machtbegriff durch die Vorstellung der *Machtbalancen* zu ersetzen, wie er generell die Wir-Zentriertheit und Prozesshaftigkeit alles Sozialen betont. Pointiert ließe sich also formulieren: Norbert Elias war – auch wenn die Netzwerktheorie im engeren Sinne »bis Ende des 20. Jahrhunderts ein Refugium vereinzelter US-amerikanischer Forscher« blieb (Nollert 2010: 5) – ein Pionier der relationalen Soziologie. Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden zunächst die grundsätzlichen figurationssoziologischen Einsichten rekapituliert (*Kap. 1*), bevor die Annahmen der neueren relationalen Soziologie skizziert und eingeordnet werden (*Kap. 2* und *Kap. 3*).

1. Norbert Elias: Pionier der relationalen Soziologie

Für Elias lassen sich Mensch und Gesellschaft nicht als zwei getrennte Einheiten denken, da sich Individuen in ihrer Entwicklung stets aneinander bzw. an sozialen Kontexten ausrichten, ebenso wie sich sozialer Wandel nur »im Spiegel der individuellen Entwicklung« (Treibel 2008: 18) vollziehen kann: Menschen sind keine gesellschaftslosen Individuen wie auch die Gesellschaft kein menschenloses System ist –und genau deshalb sieht Elias (1978: XVIII) keinen Sinn darin, Menschen als abgeschlossene Individuen untersuchen zu wollen oder den Menschen analytisch aus der Gesellschaft auszuklammern, wie es Luhmann (1997: 30) vorschlägt.

Um dieser Dichotomie von Gesellschaft und Individuum entgegenzuwirken und den Schwerpunkt auf die wechselseitig prägenden Beziehungen zwischen Menschen und anderen Entitäten (z.B. Symbole, Staaten etc.) zu legen, entwickelt Elias (2003: 88) den Begriff der Figuration:

»Der Begriff der F. unterscheidet sich dadurch von vielen anderen theor. Begriffen der Soz., dass er die Menschen ausdrücklich in die Begriffsbildung einbezieht. [...] Die Art ihres Zusammenlebens in großen und kleinen Gruppen ist in gewisser Hinsicht einzigartig. Es wird immer durch Wissensübertragung von einer Generation zur anderen mitbestimmt, also durch den Eintritt des Einzelnen in die spezifische Symbolwelt einer schon vorhandenen F. von Menschen. [...] Ein heranwachsendes Menschenwesen, das keinen Zugang zu Sprach- und Wissenssymbolen einer bestimmten Menschengruppe erworben hat, bleibt außerhalb aller menschlichen F.en und ist daher nicht eigentlich ein Mensch.«

Insofern ist »Figuration« alles andere als ein Synonym für eine mehr oder minder statisch gedachte Gruppe von Menschen, sondern ein mehrdimensionaler und prozessorientierter Beziehungsbegriff: Figurationen entstehen durch Menschen, »ihre[.] Angewiesenheit aufeinander und ihre [.] Abhängigkeit voneinander«, aber sie fußen zugleich stets auf langfristig kristallisierten wirtzentrierten Symbolkonzepten, in die Menschen in ihrer Sozialisation hineinwachsen (z.B. unser Zeitverständnis), und verselbstständigen sich im Verlaufe ihrer Entwicklung zunehmend, wie Elias (2000: 85) an dem einfachen Fall eines Spieles zwischen zwei Beteiligten verdeutlicht:

»Je mehr sich das Differenzial der Spielstärken von A und B verringert, [...] um so weniger ist einer der beiden Spieler in der Lage, die Spielfiguration zu kontrollieren [...]. Um so stärker ist umgekehrt der Gesamtplan und der einzelne Zug jedes der beiden Spieler von der sich wandelnden Spielfiguration, vom Spielprozeß, abhängig; um so mehr gewinnt das Spiel den Charakter eines sozialen Prozesses und verliert den Vollzug eines individuellen Plans; in um so höheren Maße resultiert, mit anderen Worten, aus der Verflechtung der Züge zweier einzelner Menschen ein Spielprozeß, *den keiner der beiden Spieler geplant hat.*«

In »Was ist Soziologie« dekliniert Elias (2000) diese Metapher nun weiter aus und führt vor, wie sich die soziale Komplexität von Vierpersonenspielen bis hin zu Mehrebenenspielen mit vielen Teilnehmern beständig steigert und sich Gruppierungen und Bündnisse zwischen den Spielern herausbilden, Koordinatoren bzw. Repräsentanten auf unterschiedlichen Ebenen eingesetzt werden und sich mit der Zeit vereinfachende personalisierte Machtzuschreibungen herausbilden, die qua Elias (2000: 89) eigentlich stets nur dazu dienen, das Gefühl eines Überblicks über das Geschehen zu erhalten, obgleich es der Einzelne schon längst nicht mehr vollumfänglich überblicken

kann (man denke nur an die Weltentwürfe moderner Verschwörungstheorien). Wie schon im Zweierspiel lassen sich gleichwohl auch in hochkomplexen Mehrebenenspielen mit zahlreichen Teilspielen und Ausscheidungswettkämpfen die grundlegenden figurationalen Kennzeichen herausarbeiten: die Unplanbarkeit und Eigendynamik des Spielverlaufs, die in sich verflochtenen Interdependenzen und Machtbalancen sowie die in jeglichen Spielen nicht zu vernachlässigende Grundierung mit langfristig entstandenen wir-zentrierten Symbol- und Wirklichkeitskonzepten wie z.B. Maßeinheiten, spezifische Weltbilder oder situative Handlungsideen (Elias 2001).

Es geht Elias also sowohl um die Konterkarierung rein akteurzentrierter Weltbilder als auch um das Einreißen künstlicher analytischer Grenzen (z.B. die Vorstellung operativ geschlossener Systeme), da »kein Akt der einen Seite allein als Akt der einen Seite zu erklären ist, sondern allein als Fortsetzung der vorangehenden Verflechtung und der erwarteten zukünftigen Verflechtung von Akten beider Seiten« (Elias 2000: 87), wobei die Machtbalancen in diesem Figurationsstrom *à la longue* beständig fluktuieren: Figurationen bestehen aus mehr oder weniger volatilen Netzwerken menschlicher Beziehungen, Abhängigkeiten sowie Angewiesenheiten – und in der Untersuchung dieser Geflechte sieht Elias (2000: 109) eine der Hauptaufgaben der Soziologie:

»Man kann das nicht tun, ohne darauf hinzuweisen, wie undurchsichtig und dementsprechend auch unbeherrschbar die Beziehungsgeflechte sind, die Menschen miteinander bilden. Sie durchschaubar zu machen [...], ist eine der Zentralaufgaben, die sich der Soziologie stellen. Das gilt vor allem für weitläufige Verflechtungen in Zeit und Raum. [...] Die Indizes der Komplexität, auf die hier hingewiesen wurde, können vielleicht dazu helfen, das Alltägliche etwas fremdartig erscheinen zu lassen. Dessen bedarf es, ehe man verstehen kann, dass der Gegenstand der Soziologie [...] überhaupt ein Problem [ist].«

Auf dieser Grundlage untersuchte Elias langfristige gesellschaftliche Wandlungsprozesse wie z.B. die Zunahme der Affektkontrolle, die Entwicklung der höfischen Gesellschaft, die allgemeinen Verschiebungen in den Wir-Ich-Balancen oder die Entwicklung menschlicher Symbolstrukturen, aber auch fassbarere Settings wie die Etablierten-Außenseiter-Figurationen, die sich zwischen altingesessenen und neu hinzugezogenen Bewohnern in einer britischen Gemeinde ausgebildet haben (Elias/Scotson 1983). Insbesondere in der letztgenannten Studie wird nicht nur erneut die von Elias herausgestellte Allgegenwärtigkeit von Machtbalancen deutlich, sondern darüber hinaus auch der Einfluss, den die jeweiligen Verflechtungskontexte auf die Konstitution der Selbst- und Fremdbilder der in sie eingebetteten Individuen nehmen. Elias/Scotson (1983: 271) explizieren daher an mehreren Stellen die Forderung »nach einer genaueren Typologie der sozialen Figurationen, die in die Bildung einer Identität eines Menschen eingehen«.

2. Neuere relationale Soziologie (nach White)

Die meisten Autoren der neueren relationalen Soziologie beziehen sich grundlegend auf Harrison White (1992), der Netzwerke als fluide vielschichtige Beziehungsgeflechte beschreibt, welche auf Bedeutungszuschreibungen fußen und gleichzeitig Bedeutungen generieren, die in >stories< kristallisieren. Beziehungen zwischen Akteuren entstehen durch das Erzählen ebensolcher >stories<, die wiederum auf die Konstruktion der Akteuridentitäten zurückwirken: Individuelle Selbstbil-

der, aber auch die Identitäten kollektiver Akteure (z.B. soziale Bewegungen) oder korporativer Akteure (z.B. Unternehmen) kommen durch die Einbettung des Akteurs in verschiedenen Netzwerke, seine jeweiligen Positionen, die einhergehenden Handlungs- bzw. Kommunikationsmöglichkeiten sowie die daraus resultierenden Erwartungen und Zuschreibungen zustande. Allerdings versteht White (1992: 6) *Identität* nicht im alltäglichen Sinne, sondern weitaus allgemeiner als Handlungsausgangspunkt, der sich nicht biologisch oder physikalisch erklären lässt:

»Identity here does not mean the common-sense notion of self, nor does it mean presupposing consciousness and integration or presupposing personality. Rather, identity is any source of action not explicable from bio-physical regularities, and to which observers can attribute meaning.«

Diese kommunikativen Attributionsprozesse lassen sich mit Tilly (2005, 2002) in idealer Weise am Beispiel von sozialen Bewegungen nachvollziehen, denn ihre Einheit wird – anders als bei korporativen Akteuren – nicht durch formal-rechtliche Regelungen, sondern durch ein beständig reaktualisiertes ›story telling‹ konstituiert: Innerhalb der Bewegung werden die verschiedenen Verhaltensweisen der Teilhabenden durch Symbolkommunikation unter einer ›Flagge‹ subsumiert und so als koordiniertes kollektives Handeln abgebildet. Auf diese Weise wird eine sich ggf. weiter verfestigende kollektive Identität konstruiert, die eine Sinngrenze nach außen zieht und zugleich als Adresse für Erwartungen (z.B. hinsichtlich Motiven, Zielen und Handlungsorientierungen) an den kollektiven Akteur dient, wodurch sich Relationen zu anderen kollektiven und korporativen Identitäten bilden, die wiederum auf die interne Kommunikation in der Bewegung zurückwirken. Fuhse (2009: 291, 2011) kommt dementsprechend zu dem Schluss, dass individuelle, korporative und kollektive Identitäten in der Kommunikation »als *Akteure* konstruiert werden«, um die Beobachtungskomplexität zu reduzieren, und ihnen »eine sinnhafte Orientierung« ihrer Handlungen auf andere Akteure zugeschrieben wird, wodurch es »zum Aufbau von dyadischen Erwartungen zwischen spezifischen Beteiligten an Kommunikation kommt«.

Zentral bleibt dabei, dass sowohl Akteuridentitäten als auch die Bedeutung von Handlungen strikt relational gedacht werden und diese folglich je nach Perspektive unterschiedlich wahrgenommen werden können, wodurch die widerstreitenden und oszillierenden Zuschreibungen von Dispositionen oder Interessen in der Selbst- bzw. Fremdbeobachtung in den analytischen Vordergrund treten. Vor diesem Hintergrund rückt White (1992) als zweite wichtige Untersuchungseinheit denn auch nicht Handlung, sondern *Kontrolle* in den Vordergrund seiner Analysen. ›Kontrolle‹ definiert White allerdings nicht – wie im allgemeinen Sprachgebrauch – als Überprüfung oder Überwachung, sondern als die Fähigkeit der beobachteten Identitäten zur »Antizipation und Reaktion auf Umweltprozesse« (Schmitt 2009: 236), denn das Hauptproblem jeglicher Identität bleibt ihre Stabilität und Kontinuität: Nur wenn ein Richter oder Dozent regelmäßig seiner Rolle (bzw. den damit verknüpften Erwartungen) entspricht, wird er als Richter oder Dozent erkannt und akzeptiert – und gleiches gilt für *composite actors* wie z.B. NGOs oder Wirtschaftsunternehmen: »Having an identity requires continually reproducing a consistent joint construction out of actions from distinct settings« (White 1992: 7). Zugleich versucht jede Identität nicht nur, sich (indirekt) beständig selbst zu reproduzieren, sondern überdies auch Kontrolle über ihre Umwelt und die Kontrollbemühungen anderer Identitäten zu erlangen, denn nur so kann sie ihre eigenen Handlungsspielräume erhalten bzw. ausbauen. Insofern ist auch ›Kontrolle

le< in Whites Fassung ein genuiner Beziehungsbegriff (ähnlich wie >Macht< bei Elias). Eingebettet sind Identitäten und ihre Kontrollbemühungen in sogenannte *disciplines* (White 1992: 22):

»Let social molecules be called disciplines: They are self-reproducing formations with sustain identities. Every identity is triggered by some contingency and strives for control over the uncertainties that impact it. These uncertainties come to include other such identities and their searches for control.«

Disciplines bieten Identitäten also Raum für ihre Interaktionen; sie begrenzen und reglementieren deren Spielräume allerdings zugleich – nicht zuletzt, da sie sich selbst bzw. ihre Identität ebenso beständig reproduzieren müssen. Zhang (2010: 91) führt als illustratives (wenn auch vereinfachendes) Beispiel für solche *disciplines* ein Fußballteam an:

»Das Team repräsentiert die Discipline, und die Fußballspieler des Teams sind die Identitäten. Die Identität eines Fußballspielers im Team entsteht dadurch, dass er wiederholt Fußball spielt. Ein Fußballspieler kann seine Mitgliedschaft in diesem Fußballteam erwerben oder behalten, wenn er die Konkurrenz von Newcomern überlebt. Die überlebenden Teammitglieder bilden das Team. Als Discipline muss sich das Team immer wieder selbst reproduzieren, um die Interaktionen zwischen den Mitgliedern zu kontrollieren: die Teamgesetze. Darüber hinaus können Disciplines auch als Identität bezeichnet werden, weil auch sie Quellen des gesellschaftlichen Handelns darstellen und sich immer wieder reproduzieren müssen.«

Sowohl Identitäten und ihre Kontrollbemühungen als auch *disciplines* lassen sich also aus relationaler Sicht einzig als Teil weit umfassenderer Netzwerke begreifen, wobei vor allen Dingen aktuellere Autoren wie Jan Fuhse (2009: 310) herausstellen, dass Netzwerke »keine stabilen >Strukturen< sind, sondern als Sinnstrukturen in der Kommunikation entstehen, sich reproduzieren und verändern«. Er grenzt sich dabei von handlungstheoretischen Netzwerk-Konzepten ab und schließt sich Tilly (2005) an, aus dessen Sicht sich alle sozialen Strukturen, alle Handlungsdispositionen und alle Identitäten aus überpersönlichen Austauschprozessen heraus entfalten. Fuhse (2009: 311) kommt dementsprechend zu dem Schluss, dass »soziale Netzwerke nicht alleine in den individuellen Motiven von Akteuren existieren, sondern die Kommunikation in Netzwerken weitgehend selbstläufig prozessiert und das Verhalten von Akteuren besser aus dem Netzwerk heraus als aus präexistenten Dispositionen erklärt werden kann«.

Anwendung finden relationale Perspektiven heute in vielfältiger Weise, so z.B. in der Untersuchung von Wirtschaftssektoren und Märkten (Diaz-Bone 2010, Mützel 2009; White/Godart 2007), wobei sich ähnliche Überlegungen z.T. auch schon früh in der institutionalistischen Forschung finden lassen (DiMaggio 1992). Die neuere relationale Soziologie verfolgt dabei den Anspruch, einen »engen Kontakt zur empirischen Forschung« und insbesondere zur Netzwerkforschung zu halten (Fuhse/Mützel 2010: 10), wobei sie ihren Beobachtungsschwerpunkt anlagegemäß auf Relationen und Beziehungen sowie deren kommunikative Konstruktion legt. White selbst sieht in dieser Beziehung ein Anschlusspotential zu Luhmanns Systemtheorie bzw. seiner Vorstellung des operativen Konstruktivismus und fasst Netzwerke sowie die einhergehenden Bedeutungszuschreibungen als Ergebnis von Kommunikationsprozessen im systemtheoretischen Sinne, wobei er Luhmanns Sichtweise auf Kommunikation mit Blick auf die Relationalität von Identitäten sogar noch für zu unterkomplex hält (White et al. 2007; vgl. auch Fuhse/Mützel 21).

3. Kurze Einordnung

Trotz aller begrifflichen und konzeptionellen Unterschiede, die bei ausführlicherer Betrachtung noch weitaus deutlicher hervortreten, sind sich die eliasche Figurationssoziologie und die neuere relationale Soziologie im Anschluss an White in ihren basalen Sichtweisen augenscheinlich bis zu einem gewissen Grad einig – und insofern bleibt es umso erstaunlicher, dass in der aktuellen Diskussion nicht häufiger auf Elias rekurriert wird:

- Beide Zugriffsweisen beschreiben Gesellschaft als eine Vielzahl an ineinander verschachtelten Verflechtungszusammenhängen (seien es Figurationen, seien es Netzwerke) auf mehreren Ebenen, die sich wechselseitig beeinflussen können bzw. ineinander wirken, und lehnen daher artifizielle analytische Grenzziehungen ab.
- Beide Perspektiven betonen den mehrdimensionalen Beziehungscharakter von Selbst- bzw. Fremdbildern, von Konzepten wie >Macht< oder >Kontrolle< sowie von jeglichen sinnbildenden Prozessen und damit auch den Einfluss von langfristig kristallisierten Symbol- und Bedeutungsstrukturen, auf denen Figurationen bzw. Netzwerke stets aufbauen.
- Elias wie White betonen letztlich, dass sich individuelle, kollektive und korporative Akteuridentitäten – also auch deren Handlungsdispositionen, Interessen und Ziele – keinesfalls abgelöst von den Verflechtungen und wir-zentrierten Dynamiken beobachten lassen, in die sie eingebunden sind, sondern sich gerade erst dadurch konstituieren.

Damit unterscheiden sich figurationale und relationale Ansätze grundsätzlich von akteurzentrierten Ansätzen (z.B. Mayntz/Scharpf 1995), welche die Existenz von handlungsfähigen Akteuren als gegeben ansehen und dementsprechend vorderhand darauf verzichten, die damit verbundenen internen wie externen kommunikativen Konstruktionsprozesse sowie deren Verschränkungen zu reflektieren. Und ebenso grenzen sich entsprechende Ansätze von struktur- bzw. systemtheoretischen Ansätzen ab, welche zu einer trennscharfen Differenzierung „zwischen individuellen, psychischen, biologischen Systemen auf der einen Seite und Gesellschaftssystemen auf der anderen Seite“ raten (Luhmann 2002: 256), um die jeweiligen Analyseebenen nicht zu vermischen. Die neuere relationale Soziologie hingegen will – wie die Figurationssoziologie auch – nach eigener Aussage auf derartige analytische Reduktionen verzichten, was bezogen auf eingrenzbare Gegenstandsbereiche bzw. in der Beobachtung eines konkreten figurationalen Zusammenhangs augenscheinlich funktioniert, aber in der Analyse ganzer gesellschaftlicher Teilbereiche oder gesellschaftsübergreifender Prozesse auch schnell an seine Grenzen stößt: Die hohe Beschreibungsauflösung relationaler Analysen wird mit einer gesteigerten Beobachtungskomplexität erkauft (Glanville 1982), wodurch ein forschungspragmatischer Überblick über das jeweilige Feld erschwert wird. Letztlich werden je nach Perspektive schlicht andere Akzente in der soziologischen Beobachtung gesetzt – und welche Sichtweise die >richtige< ist, hängt maßgeblich von dem angelegten Beobachtungsinteresse ab. Insofern erscheint es stets lohnenswert, sich der Beobachtungspotentiale und -grenzen der jeweils angelegten Analyseebenen bewusst zu sein und sich den zu erklärenden gesellschaftlichen Wandlungsprozessen aus verschiedenen Blickwinkeln anzunähern.

Literatur

- Diaz-Bone, Rainer (2010): Qualitätskonstruktion und Marktstrukturen. In: Fuhse, Jan A./Münzel, Sophie (Hg.): *Relationale Soziologie*. Wiesbaden: VS, S. 163–178.
- DiMaggio, Paul (1992): Nadel's Paradox Revisited: Relational and Cultural Aspects of Organizational Structure. In: Nohria, Nitin/Eccles, Robert (Hg.): *Networks and Organizations: Structure, Form, and Action*. Boston: Harvard Press, S. 118–142.
- Elias, Norbert (2000): *Was ist Soziologie?* Weinheim: Juventa.
- Elias, Norbert (2001): *Symboltheorie*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2003): Figuration. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher, S. 88–91.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1983): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Emirbayer, Mustafa (1997): Manifesto for a Relational Sociology. In: *American Journal of Sociology* 103, S. 281–317.
- Fuhse, Jan (2009): Die Konstruktion von Akteuren in Netzwerken. In: *Soziale Systeme* 15, S. 288–316.
- Fuhse, Jan A./Mützel, Sophie (Hg.) (2010): *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS.
- Glanville, Ranulph (1982): Inside Every White Box There are Two Black Boxes Trying to Get Out. In: *Behavioral Science* 27, S. 1–11.
- Häußling, Roger (2010): Relationale Soziologie. In: Der./Stegbauer, Christian (Hg.): *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–87.
- Lietz, Haiko (2009): Das Soziale ist wie das Wetter. In: *Telepolis* 21.9.2009.
<http://www.heise.de/tp/artikel/31/31126/1.html> (7/2013).
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2002): *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl Auer.
- Mayntz, Renate/Scharpf, Fritz W. (1995): Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus. In: Dies. (Hg.): *Gesellschaftliche Selbstregulierung und politische Steuerung*. Frankfurt (Main)/New York: Campus, S. 39–72.
- Mützel, Sophie (2010): Koordinierung von Märkten durch narrativen Wettbewerb. In: Beckert, Jens/Deutschmann, Christoph (Hg.): *Wirtschaftssoziologie*. 49. Sonderband der KZfSS, S. 87–106.
- Nollert, Michael (2010): Soziale Netzwerke. Zur Geschichte eines soziologischen Denkstils. In: *Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit* 7, S. 207–238.
- Schmitt, Marco (2009): *Trennen und Verbinden. Soziologische Untersuchungen zur Theorie des Gedächtnisses*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schütz, Alfred (1991): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1992): *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Tilly, Charles (2002): *Stories, Identities, and Political Change*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Tilly, Charles (2005): *Identities, Boundaries & Social Ties*. Boulder: Paradigm.
- Treibel, Annette (2008): *Die Soziologie von Norbert Elias: Eine Einführung in ihre Geschichte, Systematik und Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- White, Harrison C. (1992): *Identity and control: A structural theory of social action*. Princeton: University Press.
- White, Harrison C./Godart Frédéric C. (2007): Märkte als soziale Formationen. In: Beckert, Jens/Diaz-Bone, Rainer/Ganßmann, Heiner (Hg.): *Märkte als soziale Strukturen*. Frankfurt (Main): Campus.
- Zhang, Xueqin (2007): Institution, Netzwerk, Individuum. Ein Vergleich von Douglass C. North und Harrison C. White. In: Kabalak, Alihan/Priddat, Birger P. (Hg.): *Wieviel Subjekt braucht die Theorie?* Wiesbaden: Springer VS, S. 85–95.